

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Carey
Chemie der Tränen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Catherine

Tot, und keiner hat es mir gesagt. Ich ging in sein Büro, und seine Assistentin hat geheult.

»Was ist denn, Felicia?«

»Haben Sie es noch nicht gehört? Mr Tindall ist tot.«

Was ich hörte war: »Mr Tindall ist in Not.« Ich dachte nur, um Himmels willen, rei dich zusammen.

»Wo ist er, Felicia?« Die Frage war ziemlich leichtsinnig. Matthew Tindall und ich hatten seit dreizehn Jahren eine Affäre, doch blieb er mein Geheimnis und ich seins. Normalerweise mied ich seine Assistentin.

Jetzt war ihr Lippenstift verschmiert, der Mund zerknult wie eine hässliche Socke. »Wo er ist?«, schluchzte sie. »Was ist das denn für eine grässliche Frage?«

Ich verstand nicht. Ich fragte noch einmal.

»Catherine, er ist tot«, und damit begann sie erneut zu flennen.

Ich marschierte in sein Büro, als wollte ich ihr beweisen, dass sie unrecht hatte. So etwas tat man nicht. Mein heimlicher Lover war ein großes Tier – leitender Kurator der Abteilung Metalle. Auf dem Tisch stand das Bild von seinen beiden Söhnen. Im Regal lag sein bloder Tweedhut. Ich schnappte ihn mir. Ich weiß nicht, warum.

Natürlich hat sie gesehen, wie ich ihn mitgehen ließ. Das war mir längst egal. Als ich über die Philips-Treppe auf den Hauptflur floh, gab es an diesem Aprilmittag in den georgianischen Hallen des Swinburne Museum unter den täglich tausend Besuchern und über achtzig Angestellten niemanden, der auch nur ahnte, was gerade passiert war.

Alles sah aus wie immer. Es konnte unmöglich sein, dass Matthew nicht mehr hier war und darauf wartete, mich zu überraschen. Mein Liebster war eine auffällige Erscheinung. Links oberhalb der kräftigen, langen Nase verlief eine senkrechte Stirnfalte. Das Haar war voll, der Mund groß, weich und immer sanft. Natürlich war er verheiratet. Natürlich, natürlich. Als er mir zum ersten Mal auffiel, war er vierzig, und es dauerte sieben Jahre, bis unsere Affäre begann. Ich selbst war damals knapp unter dreißig und noch eine Art Freak, soll heißen, die erste Uhrmacherin, die das Museum je gesehen hatte.

Dreizehn Jahre. Mein ganzes Leben. Es war eine schöne Welt, in der wir all die Jahre lebten, SW1, das Swinburne Museum, ein fast unbekanntes Schatzkästlein der Stadt London. In dem Museum gab es eine umfassende Uhrenabteilung, eine weltberühmte Sammlung von Taschenuhren und Standuhren, von mechanischen Apparaturen und anderen aufziehbaren Geräten. Wer am 21. April 2010 dort war, hätte mich sehen können, eine überraschend elegante, hochgewachsene Frau mit einem zerknautschten Tweedhut in der Hand. Vielleicht habe ich ein bisschen konfus gewirkt, vielleicht aber habe ich mich auch kaum von meinen Kollegen unterschieden – den Kuratoren und Konservatoren, die durch die öffentlichen Flure liefen, unterwegs zu einer Verabredung, einer Werkstatt oder einem Lagerraum, um sich einen alten Gegenstand *vorzunehmen*, ein Schwert,

einen Quilt, vielleicht auch eine islamische Wasseruhr. Wir waren Museumsmenschen, Gelehrte, Priester, Reparierer, Schmirgler, Wissenschaftler, Klempner, Mechaniker – eigentlich besessene Sammler – Schmalspurspezialisten für Metall, Glas, Textilien oder Keramik. Wir interessierten uns für allerhand, behaupteten wir, verließen uns insgeheim aber darauf, dass die Klischees recht behielten. Ein Uhrmacher war daher niemals eine junge Frau mit hübschen Beinen, sondern eher ein kauziger Kerl von knapp einsiebzig – schüchtern, ein bisschen seltsam, mit schütterem, blondem Haar, der einem nur ungern in die Augen schaute. Man sah ihn wie eine Maus durch die Parterreflure huschen mit stets klimperndem Schlüsselbund und einer Miene, die besagte, dass er ein Geheimnishüter war. Dabei kannte im Swinburne jeder nur einen kleinen Teil des Labyrinths. Wir hatten unsere Territorien auf vertraute Schleichwege reduziert – die Routen, von denen wir wussten, dass sie uns stets dahin brachten, wohin wir wollten. Deshalb war es ja auch so einfach, in diesem Haus ein geheimes Leben zu führen und die ganz eigenen Vergnügungen zu genießen, die solch ein Leben verschaffen kann.

Im Tod war es der reine Horror. Das heißt, es war genauso, nur heller, schärfer fokussiert. Alles wirkte zugleich klarer und weiter entfernt. Wie war er gestorben? Wie hatte er bloß sterben können?

Ich hastete zurück in meine Werkstatt und googelte ›Matthew Tindall‹, doch gab es noch nichts Neues über ihn. Allerdings fand ich in meiner Mail eine Nachricht, die meine Laune hob, bis mir auffiel, dass sie schon gestern Nachmittag um vier Uhr abgeschickt worden war. »Ich küsse deine Zehen.« Ich schob sie in den Ordner ›ungelesene Post‹.

Es gab keinen Menschen, an den ich mich zu wenden

wagte. Ich nahm mir vor zu arbeiten. So habe ich es in Krisensituationen immer gehalten. Dafür sind Uhren gut, ihre Feinheiten, ihre seltsamen Rätsel. Ich saß auf der Bank in meiner Werkstatt und versuchte, mit einer höchst launischen französischen Standuhr aus dem 18. Jahrhundert klarzukommen. Auf einem weichen, grauen Ledertuch lagen die Werkzeuge bereit. Noch zwanzig Minuten zuvor hatte mir diese französische Uhr gefallen, jetzt aber fand ich sie eitel und aufgedonnert. Ich vergrub meine Nase in Matthews Hut. ›Schnüffeln‹ hätten wir dazu gesagt. »Ich schnüffle an dir.« »Ich schnüffle an deinem Hals.«

Ich hätte zu Sandra gehen können, meiner Vorgesetzten. Sie war immer freundlich, doch konnte ich den Gedanken nicht ertragen, dass irgendwer, nicht einmal Sandra, sich an meinen Privatangelegenheiten zu schaffen machte, sie auf dem Tisch ausbreitete und herumschob, als wären sie Perlen einer gerissenen Kette.

Hallo, Sandra, wissen Sie, was mit Mr Tindall passiert ist?

Mein deutscher Großvater und mein überaus englischer Vater waren Uhrmacher, nichts besonders Aufregendes – erst Clerkenwell, dann London, dann wieder Clerkenwell –, meist gute, solide englische Uhrwerke mit fünf Zahnrädern – doch schon als kleines Mädchen galt es für mich als ausgemacht, dass die Uhrmacherei eine sehr beruhigende, zufriedenstellende Beschäftigung sein musste. Jahrelang glaubte ich, sie könne jede Aufruhr im Herzen stillen. Ich war mir so sicher und irrte mich doch so sehr.

Die Kantinenfrau breitete zur Teestunde ihr deprimierendes Angebot aus. Ich musterte die sich gegen den Uhrzeigersinn drehende, leicht geronnene Milch und wartete wohl nur auf ihn, als mich plötzlich eine Hand berührte und ich komplett die Fassung verlor. Die Hand fühlte sich an wie

die von Matthew, aber Matthew war tot, und an seiner Stelle stand Eric Croft vor mir, leitender Kurator der Uhrenabteilung. Ich brach in Tränen aus und konnte nicht mehr aufhören zu heulen.

Er war der denkbar ungeeignetste Zeuge.

CraftyCrofty war, um es unmissverständlich auszudrücken, der Herr all dessen, was tickte und tackte, ein Gelehrter, ein Historiker, ein Connaissanceur, ich dagegen nur eine gebildete Mechanikerin. Crofty galt als berühmt wegen seiner Abhandlung über *Sing-Songs*, womit jene perfekten imperialen Missverständnisse orientalischer Kultur gemeint sind, die wir im 18. Jahrhundert so erfolgreich nach China exportierten, hochkomplexe Spieluhren, verborgen in den ausgefallensten, meist auf reich verzierten Unterbauten präsentierten Arrangements exotischer Tiere und Gebäude. Denn so war es nun einmal für die Mitglieder unserer Kaste, auf derlei errichteten wir unsere schwankenden Leben. Die Tiere bewegten Augen, Ohren oder Schwänze, Pagoden stiegen auf und versanken. Sternjuwelen drehten sich, und rotierende Glasstäbe schufen glaubhafte Wasserimpressionen.

Ich heulte und heulte, und nun war ich es, deren Mund einer Sockenpuppe glich.

Wie der breitschultrige Vorsitzende eines Rugbyvereins, der sich einen Chihuahua als Schoßhund hält, hatte Eric keinerlei Ähnlichkeit mit seinen Sing-Songs, die man eher für den passionierten Zeitvertreib eines schlanken, sehr anspruchsvollen Homosexuellen halten mochte. Ihn zeichnete vielmehr eine draufgängerische Hetero-Attitüde aus, wie sie für »Metall«-Leute typisch ist.

»Nein«, rief er, »nicht, still doch.«

Still doch? Er war nicht grob zu mir, legte mir nur seinen langen, harten Arm auf die Schulter, schob mich in einen

begehbaren Laborabzug und stellte den Lüfter an, der wie zwanzig Föhne gleichzeitig losbrüllte. Ich dachte, ich habe wohl die Katze aus dem Sack gelassen.

»Nein«, sagte er, »nicht.«

Die Kammer war schrecklich klein, einzig gebaut, damit Konservatoren alte Gegenstände mit toxischen Lösungsmitteln säubern konnten. Crofty streichelte meine Schulter, als sei ich ein Pferd.

»Wir kümmern uns um Sie«, sagte er.

Mitten im Geflenne begriff ich plötzlich, dass Crofty mein Geheimnis kannte.

»Gehen Sie erst einmal nach Hause«, sagte er leise.

Ich dachte, ich habe uns verraten, dachte, Matthew wird stinksauer sein.

»Treffen Sie mich im Café«, sagte er. »Morgen um zehn? Beim Annex, gleich auf der anderen Straßenseite. Schaffen Sie das? Was meinen Sie?«

»Ja«, antwortete ich und dachte, das war's also – sie werfen mich aus dem Museumshauptgebäude. Sie sperren mich in den Annex. Ich hatte mich verplappert.

»Gut.« Er strahlte, und die Falten um seinen Mund formten ein Katzengesicht. Er stellte den Lüfter aus; plötzlich konnte ich sein Aftershave riechen. »Erst einmal lassen wir Sie krankschreiben. Wir stehen das hier gemeinsam durch – ich hab da etwas, um das Sie sich kümmern können«, sagte er. »Ein wirklich schönes Objekt.« So reden die Leute am Swinburne. Sie sagen Objekt statt Uhr.

Ich dachte, er schickt mich ins Exil, vergräbt mich. Der Annex lag hinter Olympia, in ihm konnte meine Trauer so privat wie meine Liebe bleiben.

Also war er nett zu mir, Crofty, dieser seltsame Macho. Ich küsste ihn auf die raue, nach Sandelholz riechende Wange,

und wir sahen uns beide erstaunt an. Dann floh ich, hinaus auf die Straße, ins Feuchtwarme, stürmte in Richtung Albert Hall, Matthews geliebten, blöden, zerkräuselten Hut in der Hand.

2

Als ich nach Hause kam, wusste ich immer noch nicht, wie mein Liebster gestorben war. Ich nahm an, er war gestürzt und mit dem Kopf aufgeschlagen. Ich hatte es schon immer gehasst, wie er auf seinem Stuhl kipelte.

Bald würde es ein Begräbnis geben. Ich zerriss meine Bluse, riss die Ärmel ab. Die ganze Nacht lang malte ich mir aus, wie er gestorben war, überfahren, zerquetscht, erstochen, auf die Gleise geschubst, jede Vision ein Schock, ein Abgrund, ein Aufschrei. Ich befand mich noch in derselben Verfassung, als ich vierzehn Stunden später nach Olympia fuhr, um mich mit Eric zu treffen.

Niemand liebt Olympia, diesen hässlichen Ort, doch lag da der Swinburne-Annex, und dorthin schickte man mich. Als wäre ich eine Witwe und müsste bei lebendigem Leibe verbrannt werden. Nun, zündet die Blätter an und das Scheiterholz, dachte ich, nichts konnte so weh tun wie das hier.

Die Gehwege hinter dem Messezentrum waren ungewöhnlich schmal, die Gassen krumm und gewunden, die Luft war schwül. Tödlich schnelle Lieferwagen wirbelten Staub auf und verteilten Zigarettensenden entlang der Straße, an der Swinburnes Annex wartete. Er war kein Gefängnis – bei einem Gefängnis gäbe es Hinweisschilder –, doch zierte Nato-Draht die hohen Tore.

Viele Konservatoren aus dem Swinburne hatten bereits eine Weile im Annex verbracht, sich mit einem Objekt befasst, das im Hauptgebäude nicht angemessen aufgearbeitet werden konnte. Manche behaupteten, ihren Aufenthalt genossen zu haben, doch wie wollte ich es ertragen, von meinem Swinburne getrennt zu sein, meinem Museum, meinem Leben, in dem jede Treppe und jeder niedrige Flur, jeder Putzkrümel und jedes Azetonmolekül von meiner Liebe zu Matthew sprach, meinem evakuierten Herz.

Dem Annex gegenüber fand ich George's Café, die Türen bei dieser ungewöhnlichen Hitze weit geöffnet.

Man sollte doch annehmen, der Autor von *Zahlungsbilanz: Der Sing-Song-Handel mit China im 18. Jahrhundert* unterschiede sich deutlich von den vier verschwitzten Polizisten in der hinteren Sitzecke, von Olympias Fahrern oder den Postboten der Auslieferungsstelle West Kensington, denen man heute offenbar gestattete, Shorts zu tragen. Keine gute Idee, aber egal. Wäre der angesehene Kurator nicht aufgestanden (umständlich, da die Sitzecken aus Sperrholz solche Manöver von groß gebauten Männern eigentlich nicht zuließen), hätte ich ihn wohl kaum erkannt.

Crofty behauptete von sich gern, er sei der *perfekte Niemand*. Und obwohl er auf diffuse Weise nach Unterschicht aussah und der schmerzhaft Händedruck irgendwo aus der Zeit gleich nach seiner Geburt herrühren musste, aus den männlichen 1950er Jahren, konnte es durchaus passieren, dass er auf einen Drink beim Kultusminister vorbeischaute, wo man dann, falls man das Glück hatte, eingeladen zu werden, womöglich erfuhr, dass er am vergangenen Wochenende mit Ellsworth (Sir Ellis Crispin für unsereinen) in Schottland zur Jagd gewesen war. Dieser mächtige Mann hatte mich nun offenbar unter seine Fittiche genommen.

Ich sah seine Augen – all dies alarmierende Mitgefühl –, hantierte mit meinem Regenschirm und legte einen Notizblock auf den Tisch, doch legte er seine Hand auf meine; sie war groß, trocken und so warm wie etwas, in dem man Eier ausbrüten konnte.

»Das alles ist so entsetzlich«, sagte er.

»Bitte, Eric, erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Ach herrje«, erwiderte er. »Natürlich, Sie wissen es ja noch gar nicht.«

Ich konnte ihn nicht ansehen, brachte aber meine Hand vor ihm in Sicherheit, vergrub sie im Schoß.

»Herzinfarkt, ein heftiger. Tut mir leid. In der U-Bahn.«

Die U-Bahn. Die ganze Nacht hatte ich die U-Bahn gesehen, ihre dunkle, heiße Brutalität. Ich schnappte mir die Speisekarte, bestellte Bohnen in Tomatensoße mit zwei pochierten Eiern und konnte spüren, wie Eric mich mit seinen sanften, feuchten Augen beobachtete. Sie waren keine Hilfe, nicht die geringste. Resolut räumte ich das Besteck um.

»In Notting Hill hat man ihn rausgeholt.«

Ich nahm an, er wollte sagen, es wäre gut, nicht so weit von zu Hause zu sterben. Er tat es nicht, doch konnte ich den Gedanken kaum ertragen, dass man ihn zu ihr gebracht hatte.

Und sie, diese Verfechterin ehelichen ›Verstehens‹, würde nun die trauernde Witwe spielen. »Die Beerdigung ist in Kensal Green, nicht?« Gleich am Ende der Harrow Road, dachte ich, wie praktisch.

»Morgen schon.«

»Nein, Eric. Das ist völlig unmöglich.«

»Morgen um drei.« Jetzt konnte er mich kaum ansehen.

»Ich weiß nicht, was Sie tun wollen.«

Natürlich, selbstverständlich. Sie würden alle da sein,

seine Frau, seine Söhne, die Kollegen. Mich würde man dort auch erwarten, aber ich konnte nicht. Ich würde alles verraten.

»Niemand wird so rasch beerdigt«, sagte ich. »Sie will was vertuschen.« Ich dachte, sie will ihn unter der Erde haben, fort von mir.

»Nein, nein, meine Beste, nichts dergleichen. Dazu ist nicht einmal die grässliche Margaret in der Lage.«

»Haben Sie je versucht, einen Termin für eine Beerdigung zu bekommen? Bis wir meinen Vater begraben konnten, hat es zwei Wochen gedauert.«

»Es gab eine Stornierung.«

»Eine was?«

»Eine Stornierung.«

Ich weiß nicht, wer zuerst lachte, vielleicht war ich es, denn als ich einmal angefangen hatte, dauerte es ewig, bis ich mich wieder fing. »Es gab eine Stornierung? Jemand hat beschlossen, lieber nicht zu sterben?«

»Ich weiß nicht, Catherine, vielleicht hat jemand von einem anderen Friedhof ein günstigeres Angebot bekommen, jedenfalls ist die Beerdigung morgen um drei.« Er schob mir über den Tisch ein gefaltetes Blatt Papier zu.

»Was ist das?«

»Ein Rezept für Schlaftabletten. Wir kümmern uns um Sie«, sagte er noch einmal.

»Wir?«

»Niemand wird etwas erfahren.«

Still saßen wir da, während mir eine erdrückend große Portion Essen aufgetragen wurde. Eric hatte sich klugerweise nur ein hartgekochtes Ei bestellt.

Ich sah zu, wie er die Schale aufklopfte, abpellte und eine weiche, glänzende Membran bloßlegte.